

1. Im Westen nichts Neues

Wiesbaden, den 2. 8. 1992

Womit fing das alles an? Ja, ich glaube, mit dem Lammkotelett, das keines war.

Wir saßen vor ein paar Wochen bei unserem Griechen. Ein wunderbares Restaurant. Wie immer bestellte ich mir meine geliebten Lammkoteletts. Der Laden war brechend voll. Wir mussten ein wenig warten. Endlich kam der Kellner und brachte zwei kunstvoll drapierte Teller. Feierlich wickelten wir unsere Bestecke aus den weißen Servierten und wünschten uns guten Appetit. Ich stutzte.

„Habe ich das bestellt? Ich habe doch Lammkoteletts bestellt, oder? Schau mal, das sind doch keine Lammkoteletts?“

„Stimmt, der Kellner hat sich vertan. Ruf ihn doch!“, meinte meine Freundin Hannelore.

„Ach lass man, das hier ist doch genauso lecker.“

„Aber du magst doch Lamm besonders gerne. Dann hol es dir doch auch!“

„Ach nee, was solls. Ist doch egal. Ich ess das hier“, winkte ich ab.

In diesem Augenblick wurde mir bewusst, wie satt und gelangweilt ich in letzter Zeit war.

Überfluss macht Überdross.

Ich musste plötzlich an Ali denken, einen arabischen Kommilitonen aus meinen ersten Semestern in Münster, ein netter, liebenswürdiger, übrigens auch wunderschöner, junger Mann, der im Unterschied zu uns „normalen“ Studenten im Geld schwamm und im Übrigen ein echter Prinz war. Ich erinnere ihn an seine Schwester, sagte er mir. Ali nahm mich öfter mit in noble Restaurants zum Essen. Ich fand nichts dabei, mich aushalten zu lassen. ‚Wer hat, der kann ausgeben‘, dachte ich und mein Appetit war damals immer groß. Einmal gab es Rinderbraten mit Prinzessböhnchen und Basmati-Reis. Ich aß natürlich alles auf, wohl wissend, dass ich so etwas Gutes und Leckeres so bald nicht wieder zwischen die Zähne bekommen würde. Doch mein Ali meinte, das Fleisch sei ihm zu zäh. Er kostete nur ein bisschen, schob den Teller beiseite und ließ ihn abräumen. Ich war entsetzt. So etwas schien mir unbegreiflich und lag außerhalb meiner Vorstellungskraft: Wie konnte man so gesättigt, so überdrüssig, so gelangweilt sein, dass man so etwas Gutes einfach missachtete?

Doch heute also geht es mir genauso! Wie allen hier im Speckgürtel der Welt ist es uns doch völlig egal, was wir tun, was wir essen, was wir uns ansehen. Das eine ist so gut wie das andere. Es gibt nichts, was wir wirklich erkämpfen müssen.

Und es dreht sich einfach alles im Kreis. Es bewegt sich nichts mehr.

Jetzt zuhause muss ich noch immer an diese plötzliche Erkenntnis denken, die mir angesichts der nicht vorhandenen Lammkoteletts heute gekommen ist:

Tatsächlich bin ich seit einiger Zeit tief gelangweilt von meinem Leben hier im wohlhabenden Wiesbaden. Es passiert eigentlich nichts Neues mehr bei mir, weder auf der Arbeit noch in der Freizeit. Die wenigen wirklichen Herausforderungen im Amt bewältige ich meist ohne Schwierigkeiten. Trotzdem kommt es mir oft so vor, als sei in mir ein Faden gerissen.

Dabei läuft im Grunde alles ganz gut. Ich bin seit 14 Jahren Abteilungsleiterin im Jugendamt Wiesbaden, habe dort Einfluss und kann mich mit meinen Fähigkeiten frei und gut entfalten, bekomme das höchste Gehalt, was eine Angestellte im öffentlichen Dienst erwarten kann, und ich fühle mich mit meiner Arbeit eigentlich auch ziemlich verwachsen.

Dennoch fällt mir gerade in letzter Zeit auf, dass sich alle Entwicklungen, Diskussionen und auch Krisen wiederholen, zum dritten oder auch vierten Mal. Ich bin müde. Ich merke, dass meine Energie

nachlässt.

Marsch durch die Institutionen?

Wenn man mir schmeicheln wollte, könnte man sagen: „Wieder eine alte 68erin erfolgreich auf dem Marsch durch die Institutionen.“

Nur bin ich schon lange nicht mehr dieselbe, die diesen Weg vor gut 20 Jahren eingeschlagen hat. Die Zeiten sind vorbei. Die roten Träume liegen für mich weit zurück. Geblieben ist eine Art Enttäuschung, ja, tatsächlich eine Art Traurigkeit.

Ich habe zwar die Hoffnung auf eine gerechtere Welt bis heute nicht aufgegeben. Wenn ich in mich hinein horche, spüre ich sehr wohl, dass meine Ziele und Ideale nach wie vor existieren und tief in mir drin noch immer lebendig sind. Aber wenn ich ehrlich bin, ich komme mir inzwischen schon fortschrittlich vor, wenn ich in politischen Fragen eine sozialdemokratische Position einnehme.

Aber das allein ist es nicht, was mich nervt und langweilt. Plötzlich wird mir klar, wie viel mir in letzter Zeit egal ist. Ich bin satt von all dem. Ich bin es satt, mich ständig entscheiden zu müssen, auch wenn es um völlig unwichtige Dinge geht. Das riesige Angebot überall überfordert mich und nervt mich. Ständig soll ich mein Hirn damit beschäftigen, welche von zig Alternativen meinen Bedürfnissen am nächsten kommen. Wenn ich im Geschäft nach einem Haarwaschmittel suche, dann werde ich mit der Tatsache konfrontiert, dass mir acht Hersteller zusammen mindestens 24 Alternativen entgegenhalten. Das kotzt mich an. Ich brauche diese perverse Vielfalt nicht. Das kostet mich Zeit und meine Energie.

Und wenn mir was nicht gefällt, kann ich es auch wegwerfen. Es gibt ja genug davon. Und neu kaufen ist immer billiger als eine Reparatur.

Was ist das für eine Verschwendung? Wie geht dieses System mit unseren Ressourcen um?

Wiesbaden, 12. August 1992

Gestern hatte ich ein längeres Gespräch mit einem Kollegen aus der Abteilung Sozialdienst. Es ging darum, dass die Kollegin Meyer, die kurz vor ihrer Pensionierung steht – was wir alle sehr begrüßen – den Auftrag erhalten und angenommen hat, in den nächsten zwei Jahren das Jugendamt in Görlitz zu beraten. Görlitz ist unsere Partnerstadt.

Amtshilfe für den Osten

Dort wird sie nun all die Ansätze und Vorstellungen als das Neueste aus dem Westen verkaufen, von denen wir dachten, sie im Amt mit ihrer Pensionierung endlich hinter uns gelassen zu haben. Wie ärgerlich! Überhaupt fällt mir diese Euphorie auf die Nerven, die wegen der Wende seit einiger Zeit auch bei uns im Amt betrieben wird. Mir kommt es so vor, als fühlten sich alle hier mit dem Sendungsauftrag beglückt, die Menschen im anderen Teil Deutschlands wieder in das gute und glücklichere Heim nach Hause zu holen. Die ewige Leier.

Ich erinnere mich noch genau, wie ich davon erfuhr, dass die Mauer geöffnet worden war. Ich glaubte erst, ich hätte mich verhöhrt. Dann musste ich lachen - vor Erstaunen und Missbehagen. Wer um Himmels willen war hier im Westen noch auf eine Wiedervereinigung scharf, wenn er nicht drüben Verwandte hatte oder hoffte, so wieder an seine alten Besitztümer zu kommen.

Aber schon wenige Tage später musste ich mit ansehen, wie eine Massenhysterie in den Medien und gleich danach unter den Menschen ausbrach. Fast alle im Westen verhielten sich plötzlich so, als sei

eine Wiedervereinigung ihr größter Herzenswunsch gewesen. Sie empfingen die Ostler, die mit ihren stinkenden Trabis anreisten, um bei uns ihr Begrüßungsgeld auf den Kopf zu hauen, mit offenen Armen und hielten sich aber – sobald kein Ossi sie beobachten konnte – die Nasen zu.

Aber das war nicht alles: Kaum war die Wende wie ein unerwartetes Geschenk über die Wessis hereinplatzt, spielten sich die meisten von ihnen als Sieger und Besserwisser auf und meinten, nun sei es an der Zeit, den Osten der Freiheit und dem Wohlstand des Kapitalismus zuzuführen. Und das ist heute immer noch so.

Immer dann, wenn KollegInnen mal wieder in Ost-Ämtern und Ost-Ministerien zu Gast gewesen sind, berichten sie voller Unschuld, dass man den Menschen dort jetzt beibringen müsse, wie das gehe: Demokratie und Bildung und Jugendhilfe. Die meisten glauben der Presse und der Regierung, dass sie dazu berufen seien, Menschen, die bisher im Dunklen und Ahnungslosen vegetiert hätten, endlich ans Licht zu führen.

Und einige machen es dann auch wirklich wahr: Sie lassen sich als Berater oder Beraterin im Osten nieder. Vielleicht aus Idealismus. Allerdings wird man ordentlich entschädigt dafür, dass man es auf sich nimmt in die, wie es heißt, „unterentwickelten Ostländer“ zu gehen. Je nachdem, wie weit weg im Osten die Standorte liegen, muss man dort ja auch seine Zelte aufschlagen und kann nicht täglich nach Hause fahren.

Ich beteilige mich nicht an dieser Euphorie.

Das Narrativ vom Unrechtsstaat wird Bürgerpflicht.

Das Scheitern des realen Sozialismus wird im Fernsehen und im Radio gefeiert wie der Untergang der Welt des Bösen. Man kann den Eindruck bekommen, in der DDR habe nie die Sonne geschienen, und alle Menschen hätten auf Schritt und Tritt in der Angst gelebt, von der Stasi belauscht und beobachtet zu werden. Und alle Vorurteile, die im Westen über das Deutschland jenseits der Elbe je existierten, feiern zur Zeit fröhliche Wiederkehr:

Immerzu fällt mir in letzter Zeit meine verstorbene Oma ein, die ernsthaft geglaubt hat, im Osten Deutschlands gäbe es keine Bürgersteige und kein elektrisches Licht. Und wir werden zusehen müssen, wie sich der Raubtierkapitalismus auf die ahnungslosen und gutgläubigen Leute in den Neuen Bundesländern stürzt, die doch vor allem nur eins wollten: Reisen und die D-Mark. Ich weiß von etlichen DDR-Bürgern, dass sie seit Jahrzehnten kein Wort von dem geglaubt haben, was ihre sozialistischen Medien über die BRD berichteten. Sie werden staunen!

Es gab eine Zeit, da dachte ich, dieser Sozialismus dort im anderen Deutschland, der wäre wirklich eine Chance für eine neue, bessere, gerechtere Welt. Das ist vorbei. Als sich die Mauern öffneten und den Blick freigaben, beschlich mich immer mehr das Grauen: Was sich dort offenbarte, war eine kleinbürgerliche, durch und durch versorgte und ein wenig duckmäuserische Gesellschaft. Von dem, was ich mir als Sozialismus erträumt hatte, schien kaum etwas übriggeblieben zu sein.

Aber dennoch bin ich wütend über das ständige Gerede vom „Unrechtsstaat DDR“. Es kommt mir so vor, als würden die Medien und die Regierenden auf die in die Knie gegangene DDR einprügeln, um in den Hirnen der Menschen das Wort Sozialismus für alle Zeiten als des Teufels schlimmstes Werk auszulöschen. Die DDR, im Westen nie geachtet oder auch nur anerkannt, entwickelte sich mit einem Mal zum Horror-System. Das Wort Sozialismus ist mit dem Fall der DDR unversehens zu einem Unwort gemacht worden.

Der Kapitalismus scheint alternativlos.

Auch wenn dort im realen Sozialismus manches schiefgelaufen ist, diese Erzählung vom Unrechtsstaat finde ich ungerecht und blind. Denn man versucht einfach, alles, was brauchbar, was auch gut und menschenfreundlich an der DDR war, bis zur Unkenntlichkeit zu verzerren und mit Schmutz zu bewerfen. Wahrscheinlich geht es darum, dass niemals mehr jemand auf die Idee kommen soll, dass es andere, gerechtere, menschlichere Gesellschaftssysteme geben könnte als den Kapitalismus.

Niemand gibt dem Sozialismus für die Zukunft noch eine Chance. Nach dem Untergang der DDR scheint diese Hoffnung für immer geplatzt. Es sieht so aus, als sei der Kapitalismus nun doch das Beste, was den Menschen heute passieren kann - einfach schon deshalb, weil es sonst nichts anderes mehr gibt. Und wenn man, wie alle hier, in den reichen kapitalistischen Ländern des Westens lebt, lässt es sich ja auch einigermaßen aushalten.

Wiesbaden, den 15. 8. 1992

Mir ist eine Begegnung wieder eingefallen aus den ersten Tagen nach dem Mauerfall:

Eine Frau stürzte in das Café, wo ich nach Feierabend einen Tee trank, um von der Arbeit abzuschalten. Sie lief direkt auf die Kellnerin zu.

Das Begrüßungsgeld war nur der Anfang.

„Ich bin eben angekommen, wie schön ist es bei euch! Was sind wir froh, nicht mehr so eingesperrt zu sein! Ich habe mir schon das Begrüßungsgeld abgeholt. Der Fahrer unseres Busses hat es ausgeteilt, als wir hier ankamen. War ja ne verdammt lange Fahrt. Aber sie hat sich gelohnt!“

Die Café-Besitzerin kam sofort aus den hinteren Räumen herbeigeeilt. Sie behandelte die Frau wie eine Genesende, die sich von schwerer Krankheit erholt. Sie bot ihr einen Platz an, eilte nach einem Kaffee und schaffte es dabei, auch noch die Neuigkeit unter den anderen Gästen zu verbreiten.

Die meisten Besucher des Cafés nickten der Frau freundlich zu. Einige kamen an den Tisch, wo die Frau saß, und löcherten sie mit Fragen, die sie alle bereitwillig beantwortete.

„Sagen Sie mal, stimmt es, dass sie drüben den ganzen Tag Angst haben mussten, von der Stasi beobachtet und vielleicht sogar festgenommen zu werden?“

„Ja!“, rief die Frau aus dem Osten. „Es war gar nicht auszuhalten. Man hatte ständig diese Angst. Als ich erfuhr, dass mein eigener Schwager auf mich angesetzt war, konnte ich Wochen lang nicht mehr richtig schlafen“, erzählte die Frau mit aufgeregter Stimme. Die Zuhörer murmelten, es klang nach Missfallen.

„Ich habe gehört, dass man nicht studieren durfte, wenn man keine Arbeitereltern hatte.“

„Genau so war es. Meine Nichte wurde nicht auf die EOS gelassen, weil ihr Vater Jurist war. So zerstört man die Lebensträume junger Menschen!“, nickte die Frau eifrig.

„Das konnte ja nicht gut gehen, sage ich schon immer. Wenn man nur die Arbeiterkinder studieren lässt, da kann ja auch nichts bei rauskommen“, bestätigte eine Frau mittleren Alters die Aussage der Ostfrau.

„Und ihre Kinder, konnten die denn auf die Universität?“, fragte ein mittelalter Herr voll Mitleid.

„Ja, doch schon, aber es war nicht einfach. Die Tochter unserer Nachbarin bekam sofort einen Studienplatz. Aber wir mussten darauf warten. Dabei ist mein Mann Elektriker.“

Ich habe damals die verlogene und devote Art dieser Frau nicht ertragen können und ging. Den Tee ließ ich einfach stehen.